

Tagesbericht.

Wie mit dem Obst gewirtschaftet wird.

Mangel im Ueberflut.

M. H. Es gibt Vorgänge, die so herausfordernd wirken, daß sie einen aus der ersehnten Ruhe eines kurzen Urlaubes aufschaukelnden vermögen. Die Obsternie des heurigen Jahres ist denkbar durch ihren Reichtum; viele Äste mußten gestutzt werden, um unter der Fülle der Früchte nicht zu brechen, die Landwirte können das Einheimen, die Händler können die Abfuhr nicht bewältigen, so daß große Massen Obstes ungenützt verderben — und trotzdem hat es in den letzten Tagen der Reichshauptstadt an Obst gemangelt. Daß unsere Versorgungsrichtungen gelegentlich versagen, haben wir wiederholt erlebt, aber daß Wien sogar darben muß, wenn die Gaben der Natur in Überflut vorhanden sind, das ist ein denkwürdiger Skandal. Er kam zustande durch das Zusammenwirken der unheimlichen Kräfte, die seit Kriegsausbruch die Ernährung der Verbraucher empfindlich gefährden: Gewinn gier der Erzeuger und Händler, fehlerhafte Organisation der Verteilungstelle und amtliche Schlamperei.

Der Schwindel der Lieferanten.

Die Obstversorgung Wiens wurde hauptsächlich mit Äpfeln vorgenommen. Diese wurden heuer, weil sie in ungeheuren Mengen gereift sind und Arbeitskräfte fehlen, vielfach nicht gepflückt, sondern abgehängt, und in diesem Falle sind sie, auch wenn es sich um Edelsorten handelt, als Wirtschaftsapfel, die amtlich mit dem niedrigsten Preise bewertet wurden, anzuziehen. Es paßt den Landwirten, die Äpfel abzuhängen, aber sofern es Edelsorten sind, bezeichnen sie sie, um höheren Preis zu erzielen, als solche und nicht als Wirtschaftsapfel, und dies kam so häufig vor, daß die Übernahmestelle — das ist das Wiener Syndikat — bei der Übernahme jeden Wagon sorgfältig kontrollierte. Diese nicht vorhergesehenen Notwendigkeiten gestaltete die Übernahme sehr zeitraubend, so daß die hinter dem Wiener Einkauf, der nicht bloß das für Wien, sondern auch viel für die Provinzen bestimmtes Obst umfaßt, immer weiter zurückfiel. Zu Beginn dieses Monats waren es so viele, daß im Mag. Leinsdorfer Bahnhofe allein 250 Waggons Äpfel standen. Dadurch war ein weiterer Einkauf unmöglich, und da die aus Entladung eines Waggons durchschnittlich 16 Tage beanspruchen, verfaulte viel Obst und Waggons mangeln trat ein.

Da erkannte man endlich die Unhaltbarkeit dieses Zustandes, und es wurde eine Sitzung einberufen, bei der das Ernährungsamt, das Syndikat und die beteiligten Bahnen vertreten waren. Von einem Veruche, die Landwirte zu ehrlischer Ablieferung zu bewegen, war in dieser Sitzung nicht die Rede, sondern man nahm die Notwendigkeit, das Obst auch weiterhin nur nach sorgfältiger Prüfung zu übernehmen, als etwas Unabänderliches hin. Um aber die Wiener Bahnhöfe von der zeitraubenden Prüfung zu entlasten, beschloß man, auf den Wegen aus den Erzeugungsgeländen nach Wien Übernahmestellen zu errichten.

Bilder vom Jugendgericht.

Während der zehn Minuten Pause, die der Gerichtshof hat, wird der Häftling in den Saal geführt. Bei dem sechzehnjährigen Knaben der letzten Verurteilung vor dem Jugendgericht geht es dem Leben, einmal in einem großen, marktschreierischen Kneipe zu kommen. Er trägt ein Anoplatat, hübsch und zugleich gefühlig, eine papierene Romanze neben übertriebener Verworfenheit, so zeigte sich diesmal das Leben. Inmitten eines schlaffen Schuldromans ein Abschnitt menschlicher Not, die fast Größe hat und diese Größe ist die Wahrheit des Geschehens.

Gefühl der hohe Senat, der sonst teilnahmslos wie die Räder an einer nicht gut gedöhlten Maschine arbeitet, schien diesmal minutenlang wie aus dem Schlafe zu erwachen. Die Person des Häftlings interessierte. Er war aus guter Familie. Es ging ein Gemurmel und Geschlatter durch den Saal: aus guter Familie.

Der Junge machte einen intelligenten Eindruck; wie er gestutzt wird, spricht er schön, fast literarisch. Er ist klein für sein Alter, sehr abgemagert; die Knochen treten vor, die Augen haben sich in die Höhlen vertieft. Das Gesicht macht trotz der Selbstgeißel, die darauf liegt, einen abstoßenden Eindruck. Das ist der Kerler; das sind die Erlebnisse, die dem Kerler vorausgehen, die Verkommenheit, die schmuckigen Fesseln, die er am Leibe trägt.

Wie hien die Knallgeschicht: der Junge hat geklohten, Soldaten und Ringe, und um ein paar Kronen verkauft; einmal aus einer Börse zweihundtreißig Kronen, einmal zwei Kronen. Er hat sich für das Geld etwas zum Essen gekauft.

Wir erfahren über das Leben des Knaben vom Vormund, einem Hof- und Gerichtsadvokaten, folgendes: Der Junge ist ein Kind der Liebe (der Liebe wohl kaum, vielleicht der Sonne des Augenbids, des tierischen Triebes, des Wohlwollens nach durch echter Noth), ein Kind der Liebe eines Arztes und einer Schauspielerin. Die Mutter kam, als was Kind einige Tage alt war, zum Advokaten — der Vormundpfleger betruhlig auswand — legte ihm das Bildnis auf den Tisch, gab ihm einen kleinen Betrag und die Aussicht eines regelmäßigen Besuchs (was bei der Stellung des

Obstverschleppung in die Provinz.

Somit ist vorläufig die Gefahr beseitigt, daß durch die Gewinn gier der Landwirte weiterhin die Obstverföhrung bedrohende Gefahr. Es ist wiederholt festgestellt worden, daß Händler Obst, welches ihnen zum Verkauf in Wien überlassen worden war, höheren Gewinnes halber in die Provinz zu verkaufen versuchten. So oft sie hiebei ertappt wurden, ist dieser Versuch natürlich vereitelt worden, aber immer wird dies nicht der Fall gewesen sein und es ist anzunehmen, daß mancher Wagon, der für den Wiener Verbrauch bestimmt war, durch gewinn gierige Händler dieser Bestimmung entzogen wurde.

Die Marmeladenfabrik der Gemeinde Wien.

Eine Schädigung des Wiener Verbrauches ließ sich auch die Gemeinde zuzulassen kommen, selbstverständlich nicht in böser Absicht, aber das ist noch lange keine Rechtfertigung des Vorgefallenen. Die Gemeinde Wien hat heuer so wie im vorigen Jahre mit der Marmeladenfabrik des Moriz Fekete in Tribuswinkel einen Vertrag abgeschlossen, wonach diese Fabrik Äpfel, die ihr die Gemeinde liefert, zu verarbeiten hat. Es scheint, daß die Beamten der Gemeinde die Leistungsfähigkeit der Tribuswinkler Fabrik sehr überschätzt haben, denn man hört schon seit Wochen davon, daß in Tribuswinkel die Verarbeitung nicht gleichen Schritt hält mit der Anlieferung und dort viel Obst zugrunde geht. Freitag, den 12. Oktober, standen in Tribuswinkel 69 Waggons von der Gemeinde gelieferter Äpfel, von denen viele schon vor vierzehn Tagen angekommen waren und man brauchte nicht gar nahe heranzugehen, um durch den Geruch festzustellen, daß ein großer Teil dieses Obstes schon verfault war. Es ist gut, wenn die Gemeinde für Marmeladen vorsorgt, aber dies darf nicht so geschehen, wie es geschehen ist. Die Wiener Bevölkerung hätte in den letzten zwei Wochen die 69 Waggons Äpfel, die in Tribuswinkel dem Verderben ausgeliefert waren, sehr gut brauchen können.

Die „deutsche Lichtbildgesellschaft“ in Budapest.

Budapest (Drahtbericht des „Abend“). „Kaschau“ fest heute seinen Feldzug gegen die alldeutsche Appropriation in Budapest fort und meldet: Das Programm der Deutschen Lichtbildgesellschaft ist sehr vorsichtig abgefaßt und hat den Anschein, eine vollständig unabhängige Aufgabe zu erfüllen. Diese ist, daß das deutsche Unternehmen nichts anderes als die Erzeugnisse der Firma Pathé verdrängen wolle.

Für die in den ungarischen Blättern veröffentlichten deutschen Aufrufe für Gründung der Kriegskasse zahlt das deutsche Unternehmen jedem einzelnen Blatte 400 Kronen.

Unglaublich, aber wahr!

Man schreibt uns: Natürlich nicht für sich, sondern für die Gelben, die an allen Fronten ihr Blut vergießen, um ihre Mitbürger vor Not und Tod zu schützen; er bettelt um Wäsche — selbst alte und gerumpelte. Er bettelt in räumenden Zonen, und ganz gewiß werden die Armen und Kleinen sich Tausende und aber Tausende Stücke vom Leibe wegsparen; ganz gewiß werden auch viele Reichen und Großen etwas hergeben; ganz gewiß aber beiseitem nicht so viel wie die Armen und Kleinen. Und die Sache wäre doch so einfach zu machen. Statt der rührenden, großmächtigen Anschlagzettel an den Straßenecken würde ein bescheidenes amtliches Ausschreiben genügen, etwa so lautend:

Unsere rühmliche Armee im Felde braucht Wäsche. Sie zweifelt nicht daran, daß ihre in der Heimat gebliebenen Mitbürger diesen Bedarf reich und freudig decken werden. Zu diesem Behufe wird jeder Mann, der mehr als vier Semden besitzt, eines, mehr als sechs hat zwei, wer mehr als zehn sein eigen nennt alle übrigen sofort bei seinem Gemeindeamte abliefern. (Entsprechende Zahlen wären für alle anderen Wäschearten zu bestimmen.) Hinterziehungen werden mit schwerem Kerker von 6 bis 24 Monaten gestraft u c b j jederen Geldbuße.

Wir einen einfachen Menschenverstand ist es eben ganz unfaßbar, daß man alle nur irgend tauglichen Bürger zum Wasserdienste heranzieht, sich also gar nicht besinnt (und ich begreife das vollkommen), von ihnen zu verlangen, daß sie Leben und Gesundheit hergeben, daß man aber sofort den Mut verliert, wenn es sich darum handelt, von eben diesen Bürgern ein altes (oder gar ein neues) Semd zu verlangen — da verlegt man sich aufs Betteln!

Das Abgeordnetenhaus würde gewiß eine solche Verordnung — wenn überhaupt nötig — nachträglich genehmigen.

Rohle!

Gestern wurde rühmend mitgeteilt, was bisher in der Frage der Kohlenversorgung geschehen ist; lang ist das Verzeichnis der Taten nicht. Zu wesentlichen hat man sich darauf beschränkt, in einigen Stadtteilen festzustellen, wer sich bisher aus Eigenem mit Kohle versorgen konnte. Das Kriegswunderamt — es ist sicherlich in mancher Hinsicht bezeichnend, daß es in den Wirkungskreis dieses Amtes gehört, wenn sich jemand mit Kohle versorgt — hat diesbezüglich mehr als fünftausend Erhebungen vorgenommen; gewiß eine große Zahl, die für den Arbeitseifer dieses Amtes das beste Zeugnis gibt. Aber etwa porellig scheint uns daraus der Schluß gezogen zu werden, das Ergebnis zeige, daß sich viele Kreise mit Kohle versorgt haben. Richtig wäre das, wenn man unter Bevölkerung nur die Besitzenden verstände, denn von ihnen haben sich sicherlich alle, die die nötigen Beziehungen und viel Geld haben, mit Kohle versorgt. Auch unter den Besitzenden bestehn also nicht wenige keine Vorräte, wie nicht minder in dieser üblen Lage alle sind, die arm, ohne dabei gerade an Bettler denken zu müssen, als arm bezeichnet man muß. Nein, es zeigt den erschauerlichen Untertanis der Verhältnisse, wenn man von den fünftausend

Kindesvolkes (so selbstverständlich war) und verschwand auf Rimmerwunderbergen. Der Vater des Kindes, der in Wien Arzt ist und als reicher Junggeheile lebt, sahle durch einige Jahre nach vielen Kämpfen und Androhungen vierzig Kronen monatlich; die Mutter lebt in Wien an einem höheren Offizier verheiratet, der von ihrer Vergangenheit nichts wissen darf. Soweit die Aufzählung des Vormundes, der noch bemerkt, daß man es hier mit einem sehr hellgezwungen, verlassenen unglücklichen Kinde zu tun habe — das einzige von seinen jüngeren Mädeln, das ihm Schwestern mache.

Der Knabe erzählt von den kurzen Jahren seines Lebens und von den Taten seines Lebens: Seine Eltern hat er nicht gekannt, noch gesehen. Als zum vierten Jahre war er in Wärdien in der Hof. Dann kam er nach Wien, wo eine Freundin seiner Mutter ihn zu sich nahm. Die ließ ihn allein, als sie einige Jahre später eine Anstellung als Schauspielerin in Salzburg annahm. Nun kamen die Hunger- und Frostjahre der Schulzeit. Der Vater ohne Gewissen, die Mutter ohne Menschlichkeit kümmerten sich nicht um ihn, der Advokat, dessen Beruf es ist, für Geld Rumm und zu sein, hatte bei seinen anderen fünfzehn Mädeln, bei seinen eigenen Familienangelegenheiten und Ausübung der Advokatur keine Zeit, sich um ihn zu kümmern. Er kam er mit vierzehn Jahren in die Lehre als Urmacherehrliche — zur Frau, die heute auf der Zeugnissen steht. Es war im Jahre 1915. Wir lebten bereits im Kriege, in der Zeit der Lebensmittelnot und der unerschwinglichen Preise. In dieser Zeit bekam der Junge von seiner Lehrfrau wöchentlich zwei Kronen das erste Jahr und wöchentlich vier Kronen das zweite Jahr, ohne Kost und ohne Schulausgaben. Die Frau verwendete ihn hauptsächlich als Küchenmädchen und zum Aufhängen für Haus und Geschloß. Er schlief im Lehrlingsheim und bekam von der Beherrigungsjahre täglich achtzig Heller und ein Bierel Brot. Dafür kaufte er sich in der Volksküche Suppe und Gemüse. Aber meist hatte er Wege für die Frau, und kam er nachher in die Volksküche, war nichts mehr da; dann hungerte er. Abends bekam er manchmal eine Suppe. In dieser Zeit begann er zu fehlen. Er wurde erwischt, bekam in Anwendung des außerordentlichen Währungsrechtes — in Anbetracht der Not und des jugendlichen Alters eine Woche Arrest, verbüßte die Strafe, verblieb dann weiter in der Lehre — die Frau konnte

ihn als Mädchen für alles nicht entbehren. Die Zeiten wurden aber immer schlimmer und er konnte sich nicht anders helfen, als wieder stehlen, wolle er nicht vor Hunger sterben. Nein, er hat, wurde erwischt, die Frau warf ihn hinaus und machte die Anzeige.

Von dem Tage an führte er ein freies ungebundenes Leben. Er wurde Kutscher, arbeitete am Bau, ging zu einem Aftensichtler, was ihm aber zu schwer war, markierte auf Wärdien auf Gelegenheitsarbeit — dazuwischen haßte er immer wieder — Carbinen, Äpfel und andere Kleinigkeiten; die Nächte verbrachte er in Wärdienbergen, im lästlichen Werkhause bis ihn endlich die Polizei fand und in den Arrest brachte. Zwei Monate lag er in Haft und geftern wurde er von einem hohen Senat zu drei Monaten schweren Kerkers verurteilt. Die Haft wurde in die Strafe eingerechnet — trotzdem der Herr Staatsanwalt dagegen war — so daß der Junge noch ein Monat im Kerker bleibt.

Man sagt da und hört und sieht und merkt auf — ein Wunder, eine Lausprechung, eine Rettung — es müßte die Tüte aufgehen, jemand eintreten und sagen: Menschen! Es müßte jemand dieses Kind an der Hand nehmen — zu dem ersten Mal in seinem Leben! Nein; wir leben nicht in der Zeit der Wunder und Geistes ist Geley. Der uralte ex offico Verteiliger ist wieder da, dieser Keit aus der Vorzeit, der nicht mehr reden kann — es vielerleicht nie konnte — leiert etwas herunter — der Herr Vormund ist längst nicht mehr im Saale — er hat nicht das Urteil sprechen gehört — jodelt Interesse hat er nicht an der Sache. (Die Vormundenschaft ist sein Geschäft.) Und der Häftling wird abgeführt.

Wenn es nicht klar, daß der Staat hier nichts tut und das wir nicht warten können, bis der Staat etwas tut, wird und daß wir dabei zur Selbsthilfe greifen müssen!

Wenn und wo findet sich der Mensch, der eine Million spendet, zur Errichtung von Heimstätten für schuldlöse junge Verbrecher; denn sie sind ohne Schuld! Alle Feldmann.

Spendenausweis vom 8. d. M. K. 10. Betters sind eingelangt: Jella Stein K 10; außerdem K 20.